

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 134 Bydgoszcz, 15. Juni Bromberg 1939

Sensationsprozeß Casilla.

Roman von Hans Possendorf.

(1. Fortsetzung.)

2.

Über Dakar, der Hafenstadt Senegambiens, die an der Westspitze Westafrikas am Kap Verde, liegt, ging die Sonne auf. Das französische Flugzeug, das an jedem Dienstag von hier in elf bis zwölf Stunden nach Casablanca fliegt, war schon startbereit, als Mister Leon Vandegrift aus Newyork und seine Tochter Jessie auf dem Flugplatz anlangten.

Vandegrift sah nicht aus, als ob er großen Strapazen gewachsen wäre. Er war fett, schwammig und ein wenig asthmatisch. Sein Kopf war fast kahl, seine hervorquellenden dunklen Augen sehr kurzsichtig. Seine hohe Stimme rief einen unangenehmen Eindruck von Unmännlichkeit hervor, der durch die schlapp schlenkernden kurzen Arme und die weichen kleinen Hände noch verstärkt wurde. Und dennoch war dieser Mann ein leidenschaftlicher Liebhaber abenteuerlicher Jagd-Expeditionen. Diesmal war er in Französisch-Westafrika gewesen. Erst am Abend vorher — an einem Montag in der zweiten Aprilhälfte des Jahres 1937 — war er, aus dem Inneren kommend, in Dakar eingetroffen, also gerade rechtzeitig, um das Flugzeug nach Casablanca noch zu erreichen. Am darauffolgenden Tage wollte er dann weiter über Toulouse nach Paris fliegen, am gleichen Abend noch weiter nach Le Havre fahren und von dort mit einem der großen Ozeandampfer die Heimreise nach den Vereinigten Staaten antreten. Auf der nicht ungefährlichen und anstrengenden Expedition hatte ihn seine Tochter ein bildhübsches und kaltschnäuziges Mädchen von einundzwanzig Jahren begleitet.

Es war kurz von sechs Uhr, als Leon Vandergrift und Jessie in das Flugzeug stiegen. Von den zehn Plätzen waren erst drei besetzt. Auf dem letzten Sessel an der rechten Seite saß ein Mann von etwa dreißig Jahren mit kurzem blondem Vollbart und blauen Augen im sonnengebräunten Gesicht. Er blickte teilnahmslos vor sich hin und schenkte den einsteigenden Passagieren keinen Blick. Die Hände hatte er tief in den Taschen seines grauen Reisemantels vergraben. Neben ihm auf der linken Seite des Flugzeuges, saß ein behäbiger Mann von typisch französischem Aussehen — vor ihm ein anderer jüngerer Mann mit einem spitzgedrehten schwarzen Schnurrbärtchen; er war damit beschäftigt eine Landkarte zu studieren.

Der Pilot hatte schon den Motor anspringen lassen, als noch vier weitere Passagiere hinzukamen, ein Major der französischen Kolonialtruppe mit seiner Gattin, ein französischer Militärarzt und eine ältliche Missionarin — alle vier auf dem Wege nach Frankreich zu einem wohlverdienten Urlaub. Nur einer der zehn Sessel, der Platz in der vorletzten Reihe, neben dem Mann mit dem Schnurrbärtchen, blieb unbesetzt.

Jetzt nahm auch der Telegrafist, zugleich Hilfspilot, seinen Platz neben dem Piloten ein. Gleich darauf gab dieser durch einen Wink das Kommando, die Klötze wegzunehmen. Die Maschine setzte sich in Bewegung, um schon nach wenigen Augenblicken den Boden zu verlassen und sich in einer großen Kurve hoch in die Lüfte zu erheben. —

Eine gute Stunde später überflog man in beträchtlicher Höhe St. Louis. Noch ein Weilchen konnte man den Unterlauf des Senegal sehen und dann nichts mehr als zur Linken das Meer und zur Rechten totes wüstes Land. Es galt nun, einen der unwirtlichsten und einsamsten Landstriche Afrikas zu überfliegen. Erst nach fünf Stunden sollte man in Villa Cisneros landen, einem gottverlassenen Ort der spanischen Kolonie Rio de Oro, um dann in abermaligem Flug von fünf bis sechs Stunden Casablanca in Marokko zu erreichen. Wehe dem Flugzeug, das gezwungen war, in dieser Einöde zu landen. Wenn man wirklich mit ganzen Knochen den Erdboden erreichte, wofür bei dem wilden Gelände wenig Wahrscheinlichkeit bestand, so blieb nur noch die Hoffnung, von einem herbeigefunkten Rettungsflugzeug geborgen zu werden. Wurde man aber nicht schnell gefunden, so war man verloren. Es gab dann zwei Todesmöglichkeiten, die an Scheußlichkeit einander nichts nachgaben: entweder zu verdursten oder von den räuberischen Wüstenbewohnern massakriert zu werden. —

Das Interesse der Passagiere an der Luftreise erlahmte bald. Einige begannen zu lesen, andere döſten vor sich hin oder nickten ein. Nur die Gattin des Majors starrte mit einem gespannten und verängstigten Gesichtsausdruck unentwegt in die schauerliche Öde hinab.

Als man etwa zwei Stunden unterwegs war, geschah etwas höchst Ungewöhnliches: Der Pilot, nachdem er die Führung der Maschine dem Telegrafisten überlassen hatte, erschien in der Passagierkabine.

Er war ohne Kopfbedeckung. Sein Gesicht zeigte eine erschreckende Bläſſe. Die Schweißtropfen rannen ihm über Stirn und Wangen. Seine zitternden Hände suchten an den Lehnen der Sitze Halt.

Die Frau des Majors stieß einen Angstschrei aus, und auch einige der anderen Passagiere sprangen erschreckt von ihren Sitzen empor. Die meisten hatten das Gefühl, daß etwas mit dem Flugzeug in Unordnung sei. Der Militärarzt aber sah sofort, daß der Pilot schwer erkrankt war. Er bettete den Mann in dem schmalen Gang zwischen den Sitzen auf einen Mantel, schob ihm etwas unter den Kopf und riß ihm den Rock auf. Dann stellte er seine Fragen, die der Pilot nur mit schwacher Stimme und unter Stöhnen beantwortete. Nur der Arzt konnte die Antworten verstehen, indem er sein Ohr dicht an den Mund des Patienten hielt.

Endlich verkündete der Arzt den Passagieren, daß sich der Mann anscheinend an einer Fischkonserve, die er zum Frühstück genossen, vergiftet habe. Er kramte dann in seiner Taschenapotheke und verabreichte dem Kranken ein Mittel. Nach einigen Minuten verlor der Pilot das Be-

wußtsein. Sein Gesicht war so bleich geworden, maß man ihn hätte für tot halten können, wenn nicht ein unaufhörliches Zittern seinen Körper durchlaufen hätte.

Der anfänglichen Erregung der Passagiere war dumpfe Stille gefolgt. Eine halbe Stunde verging so.

Plötzlich verstummte das Knattern des Motors, und alle fühlten mit lähmendem Schreck, daß sich das Flugzeug stark auf die Seite legte und aus seiner großen Höhe in steiler Spirale niederging. Was bedeutete das? Villa Cisneros lag noch stundenweit entfernt. So weit der Blick reichte, breitete sich ödeste Wüste.

Der Major riß die Tür zum Führersitz auf und fragte den Hilfspiloten, was geschehen sei. Der gab keine Antwort, schüttelte nur abwehrend den Kopf und ließ die Maschine immer tiefer sinken.

Jetzt war man kaum mehr als hundert Meter über dem Boden. Der Motor sprang wieder an und die Maschine flog nun in geringer Höhe über das zerklüftete Gelände hin. Einige der Passagiere atmeten erleichtert auf. Aber die, welche ein wenig mehr von der Fliegerei wußten, erkannten an dem sonderbaren Zickzack-Kurs, daß der Mann am Steuer nach einer Stelle zum Landen suchte. Plötzlich aber hob sich die Spitze des Flugzeuges, und es stieg in steilstem Winkel wieder auf tausend Meter Höhe. Und dann geschah etwas, das auch dem Beherztesten für Augenblicke das Blut in den Adern stocken ließ.

Auch der Hilfspilot verließ den Führersitz, trat in die Passagierkabine und brüllte mit letzter Anstrengung „Doktor helfen Sie mir! — oder wir sind alle verloren!"

Es gehörte nicht viel Phantasie dazu, um nun zu begreifen, was geschehen war: Der Hilfspilot hatte offenbar von derselben giftigen Konserve gegessen, denn sein Zustand glich dem des Piloten aufs Haar. Fühlend, daß er nicht mehr lange seiner Sinne mächtig bleiben würde, hatte er notlanden wollen. Als er aber die Unmöglichkeit hierzu erkannte, hatte er mit letzten Kräften das Flugzeug wieder in eine Höhe gebracht, die noch relative Sicherheit bot, und suchte nun die Hilfe des Arztes. Gleich nach seinem verzweifelten Ausruf brach er ohnmächtig zusammen...

Sekundenlang saßen die Passagiere wie gelähmt. Dann brach ein Tumult aus: Die Majorsgattin verfiel in Schreikrämpfe. Ihr Gatte versuchte vergeblich, die mit Händen und Füßen um sich Schlagende zu bändigen. Die Missionarin sank auf die Knie und betete mit gellender Stimme. Der ältere Franzose rief unaufhörlich: „Ma pauvre femme! Mes pauvres enfants!" Der jüngere Mann, der mit dem Schnurrbärtchen, stieß alle Flüche aus, die die französische Sprache kennt. Jessie Vandegrift, bleich bis in die Lippen, aber beherrscht, wollte den Platz des Piloten einnehmen und versuchen, die Maschine zu steuern, obwohl sie keine Ahnung vom Fliegen hatte. Ihr Vater mußt sie mit Gewalt an diesem Vorhaben hindern. Der Militärarzt arbeitete verzweifelt an seinen Patienten herum. Nur der junge Mann mit dem kurzen blonden Vollbart saß genau so schweigsam und regungslos, wie er die ganze Zeit über gesessen. Sein Hände steckten noch immer tief in den Manteltaschen. Nur in seine Augen war Leben gekommen.

Leon Vandegrift gebot jetzt mit seiner durchdringenden Fistelstimme so energisch Ruhe, daß selbst die Angstschreie der Majorsgattin verstummten. Und dann erklärte er in geläufigem Französisch und immer schreiend, um sich durch das Knattern des Motors hindurch verständlich zu machen:

„Das Beten und Fluchen, meine Herrschaften, führt zu nichts. Wir müssen beraten, was zu tun ist. Für den Augenblick ist wohl keine Gefahr. Ein Flugzeug kann sich auch ohne Führer eine ganze Weile sicher in der Luft halten."

Im gleichen Augenblick gab es einen Ruck, und die Maschine fiel wie in einen luftleeren Raum hinab. Entsetzte Schreie füllten die Kabine. Aber das dauerte nur drei Sekunden. Dann hatte sich das Flugzeug schon wieder gefangen und flog, wie von Menschenhand gesteuert in horizontaler Richtung weiter.

„Glauben Sie, Doktor", fuhr Vandegrift fort, „daß Sie einen der Piloten bald wieder so weit bekommen . . .?"

„Ausgeschlossen!" unterbrach der Arzt erregt. „Ich habe keinen Schlauch zum Magenauspumpen hier."

Der Amerikaner ließ sich nicht aus der Ruhe bringen: „Dann bleibt nichts anderes übrig, als die Fallschirme umzuschnallen und abzuspringen."

„Und in der Wüste zu verrecken!" schrie der behäbige Franzose verzweifelt.

„Versteht jemand etwas von Funkentelegraphie?" fragte Vandegrift. „Wir könnten dann vor dem Abspringen um Hilfe funken, damit man uns auflieſt."

Da öffnete der Mann mit dem blonden Vollbart zum erstenmal den Mund: „Funken kann ich nicht, aber fliegen. Ich besitze selbst ein kleines Flugzeug. Ich glaube, daß ich auch mit dieser Maschine zurechtkommen werde."

Ein einziger Aufschrei der Hoffnung war die Antwort der Passagiere.

„Mann, weshalb sagen Sie das nicht gleich?" rief der Major.

Doch ehe der Blonde noch ein weiteres Wort sagen konnte, geschah etwas höchst Überraschendes: Der Franzose mit dem spitzen Schnurrbärtchen sprang auf den Amateurflieger zu und riß ihm den Mantel auf. Und nun sah man, daß er gefesselt war. Die Taschen waren aufgeschnitten, so daß die Hände ganz hindurchgesteckt waren. Eine Kette verband die Handschellen, die sich um die Gelenke schlossen. Im nächsten Augenblick schon waren die Handschellen aufgeschlossen und fielen mit der Kette klirrend zu Boden.

Wortlos stieg der Blonde über die am Boden liegenden Kranken, nahm den Führersitz ein und hantierte an den Hebeln. Die Maschine machte ein paar Luftsprünge. Dann aber zog sie ruhig und sicher ihre Bahn.

„Gütiger Gott! Wir sind gerettet!" schrillte die Stimme der Missionarin.

„Schöne Rettung, das!" — Es war der ältere Franzose, der das mit verzweifeltem Hohn herausbrüllte. — „Wir, ich und mein Kollege", — er zeigte auf den Mann mit dem spitzen Schnurrbärtchen, der die Handschellen aufgeschlossen hatte, — „wir haben den Mann vor drei Tagen in Dakar verhaftet. Er wird nach den Vereinigten Staaten transportiert, wo ihn der elektrische Stuhl erwartet. Wenn Sie sich einbilden, daß der uns nach Villa Cisneros fliegt . . "

„Nach den Vereinigten Staaten?" rief Leon Vandegrift in höchster Spannung. „Wer ist der Mann? Was hat er verbrochen?"

„Nach zehn Jahren hat man ihn endlich erwischt!" erwiderte der jüngere Kriminalbeamte. „Es ist der Kidnapper und Mörder des einst berühmten Filmkindes Binnie Casilla! — Messieurs, Mesdames, — machen Sie Ihr Testament!"

Die Mitteilung des Kriminalbeamten, daß der Mann, der nun das Flugzeug führte, ein langgesuchter Schwerverbrecher sei, rief eine neue Panik unter den Passagieren hervor. Es schien selbstverständlich, daß er die Maschine nicht an ihren Bestimmungsort fliegen würde, sondern vielmehr, ohne jede Rücksicht auf das Leben der andern, versuchen würde, seinen Begleitern zu entkommen und sein schon verwirktes Leben noch einmal zu retten.

„Vor allem muß man die Fallschirme von den Führersitzen entfernen!" rief der dicke Kriminalbeamte, der Familienvater, „denn wenn Roland abspringt, ist die letzte Hoffnung auf Rettung . . ."

Der Major unterbrach erregt: „Damit ist doch nicht viel geholfen. Man muß den Burschen mit vorgehaltener Waffe zwingen, uns nach Villa Cisneros zu bringen!" Und er machte Anstalten, seine Pistole aus dem Futeral zu nehmen. — Seine Gattin brach bei diesem Anblick von neuem in hysterisches Geschrei aus.

Die Missionarin schlug einen anderen Weg zur Rettung vor: Sie wollte versuchen, den Mörder zu überzeugen, daß er sich der letzten Aussicht auf Gnade vor dem Jüngsten Gericht begeben würde, wenn er noch mehr Menschenleben auf sein Gewissen lade.

(Fortsetzung folgt.)

Die Adler von Djurgarden.

Eine Geschichte von Etry zu Eulenburg.

„Ich liebe die Freiheit", sagte der alte Mann. Er war klein, unscheinbar, und in seiner Haltung, dem unter der Last der Jahre gebeugten Rücken, den nach vorne gekrümmten Schultern und der beharrenden Stellung seines gesenkten Kopfes, lag eine Demut, die in einem seltsamen Widerspruch zu seinen Worten stand. „Ich weiß", fuhr er fort, und da erst schaute aus den Augen dieses Mannes der andere Mensch, dem der gebrechliche Körper wie eine Maske anhing; Augen so wunderbar klar und strahlend hell wie reines, erfrischendes Wasser, „ja, und ich könnte es sogar verstehen, daß man über das, was ich so sage, verwundert den Kopf schütteln möchte und fragen: Lieben nicht auch andere die Freiheit? Überall, wo sich Leben regt und Schranken gesetzt sind, wo eine Grenze aufsteht, die ein „Halt!" gebietet — liebt man dort nicht noch viel mehr die Freiheit, drängender, sehnsüchtiger noch? Warum also sagst gerade du so etwas?

Gut, ich will antworten.

Jene anderen, die Unterdrückten, Gefangenen, Gefesselten verlangen nach der Freiheit wie nach einer Nahrung, ohne die es kein Wohlergehen gibt. Und so mögen sie dann wohl auch, wenn sie einmal ihr Joch abgeschüttelt, die Ketten abgestreift, alle Fesseln gesprengt haben, die Freiheit empfangen nicht anders und so einfach, wie man nach einem Stück Brot greift, um seinen Hunger zu stillen.

So einfach — nach einem Stück Brot greift?

Niemals! Und ich sage es noch einmal, niemals kann man die Freiheit wie ein Stück Brot erlangen, nach dem man nur die Hand auszustrecken braucht, um es zu besitzen; und weil ich das weiß, liebe ich sie, liebe ich die Freiheit anders, als jene das Brot der Hungrigen, und muß nun wohl auch sagen, wie:

Nein, es soll keine lange Geschichte werden.

Überhaupt keine Geschichte, denn daß Djurgarden, wo sich das zugetragen hat, woran ich jetzt denke, eine Insel irgendwo in Schweden ist, kann nicht so wichtig sein. Daß auf dieser Insel ein wißbegieriger Professor lebte, der in einem großen Käfig im Freien vier Adler zu irgendwelchen Forschungszwecken gefangen hielt, gebe ich nur an, weil es zu dem eigentlichen führt.

Eines Tages wurde ihnen die Freiheit wiedergeschenkt, den vier Adlern, die Freiheit. Davon rede ich. Ich war auf dem Boot, mit dem die Vögel auf das offene Meer hinausgebracht wurden, und will jetzt erzählen, was sich dabei zugetragen hat: Nichts, oder ganz genau gesagt, nicht viel. Denn die Adler konnten nicht fliegen. Sie versuchten es nur. Ja, nur. Und obwohl ich damit schweigen müßte, weil ich alles berichtet habe, was geschehen ist, hole ich jetzt erst Atem, um darüber zu reden: Sie versuchten es nur. Hört ihr es? Und muß man nicht davor erschrecken, wenn Adler, diese kühnsten, stolzesten, freiesten Geschöpfe aller Kreaturen, sie, die Herren, die Fürsten aller Vögel — ach, wer sie jemals sehen durfte, hoch, hoch oben in ihrem unermeßlichen Reich der Lüfte; sehen konnte die Gewalt, die Verwegenheit ihres Fluges, der gar kein Flug mehr ist, sondern ein Stürzen, Dahinschießen, ein Zerschneiden der Luft wie von einem schwirrenden Pfeil! — muß da unser Herz nicht ein wenig bang aufschlagen, wenn man hört, daß diese Adler zu fliegen versuchten?

Ja, und ich werde wohl auch niemals diese schwersten Minuten der Hilflosigkeit einer Kreatur vergessen können, als die vier Adler nur zögernd und noch ebenso scheu, wie wenn sie es am ersten Tag ihrer Gefangenschaft gewesen sein mochten, durch die längst offene Tür des Käfigs schritten und sich dann auf dem Bootsrand niederließen. Und heute noch sehe ich klar in jeder einzelnen Bewegung dieses Bild vor mir, wie die Vögel nach einer Weile ihre Flügel zu regen begannen, tastend gelinde zuerst und dann in immer heftigeren, drängender werdenden Schlägen, so, wie eine Angst wächst und groß wie eine Verzweiflung wird. Und dieser Augenblick war es dann, der Augenblick des Ausbruchs eines Schreckens, da hoben sich die schwarzen, geschmeidig starken Körper der vier Adler, hoben sich unter den gewaltig schweren, plumpen, und wie niederpolternde Lasten weithin dröhnenden Flügelschlägen — unter denen auch das Boot erzitterte und wankte und das Wasser rings um Unruhe bebende Wellen warf —, hoben sich eine Handbreit hoch über den Bootsrand. Aus der Handbreite wurde eine Armlänge, wurde auch die Höhe eines Baumes — aber nicht mehr. Wurde nicht die Freiheit, so oft sich die Vögel auch mit neuer Kraft erhoben und mit jeder neuen Flügelbewegung gegen den Himmel anrannten wie gegen Glaswände, gegen unsichtbar Widerstehendes, ja, fast Feindseliges. Immer wieder kamen sie auf den Bootsrand zurück, nicht entkräftet, sondern eher in ohnmächtiger Verwunderung; drehten ihre Köpfe mit den scharfen Hakenschnäbeln auf den schlanken Hälsen in hilflos jähen Bewegungen nach allen Seiten, schossen Blitze aus ihren feurig funkelnden Augen und stiegen dann wieder auf.

Vielleicht ist es nicht ganz gut ausgedrückt, wenn ich sage, die Adler hatten Angst vor der Größe, der Weite des Himmels; nur allein die Gewalt des Raumes war es, die sie immer wieder niederwarf, auf das Boot zurückstieß? Vielleicht wird auch niemals ein Mensch genau sagen können, nicht mit einem und auch nicht mit vielen Worten, was die Freiheit ist? So will auch ich nicht länger mehr darüber reden und nur noch dies eine sagen, wovon ich gesprochen habe, daß ich seit dieser Zeit, da ich gesehen habe, wie diese Adler von Djurgarden die Freiheit, die ihnen doch geschenkt worden war, nicht erringen konnten — nicht, weil sie überhaupt nicht fliegen konnten; denn die Kraft dazu hätten sie wohl gehabt! —: die Freiheit liebe wie etwas über alles Erhabenes, Stolzes, unendlich wundervoll Schönes — Unaussprechbares!"

Da schwieg der alte Mann und lächelte . . .

Höhenflug.

Skizze von Peter Steffan.

Die junge Frau sah von ihrer Näharbeit auf. Sie hatten lange nicht gesprochen.

„Gibt es etwas Neues drüben?" fragte sie. „Du erzählst gar nichts, Karl." — Drüben, das war der Flugplatz. Karl Bergh war erster Versuchspilot bei den Holler-Werken.

Es dauerte ein paar Sekunden, bis er antwortete. Man sah es den Augen Berghs an, daß seine Gedanken nicht dagewesen waren, nicht hier in dem kleinen Zimmer, wo die Lampe im gelben Schirm ein gemütliches Licht verbreitete.

„Der neue Sauerstoffhelm ist heut' gekommen", sagte er dann langsam.

„Und der „Falke", wann rechnet ihr, daß er startfertig ist?"

„Es gibt da noch ein paar Kleinigkeiten . . ." sagte er ausweichend. „Und dann hängt es ja auch noch vom Wetter ab. Probeflüge zuerst, die Instrumente müssen kontrolliert werden — —"

Sie schwiegen wieder. Das Ticken der Uhr an der Wand klang laut in die Stille. — Zwei Jahre verheiratet, dachte Ruth, und wir sitzen hier, als hätten wir uns nichts mehr zu sagen.

Eine Weile später stand Bergh auf. „Ich bin müde", sagte er, „muß früh raus morgen." Er küßte sie, sie sagten einander gute Nacht und legten eine Vertrautheit in ihre Stimmen, die nicht mehr da war. Dabei hatten sie einander doch noch lieb. Das war gut, aber es tat weh, zu wissen, daß es so nutzlos war.

Ruth trat ans Fenster, als er hinausgegangen war. Drüben ragten die Hallen und Schuppen der Holler-Werke schwarz in den sternübersäten Himmel. In der Dunkelheit der Halle 3 stand schweigend das Ungetüm des neuen „Falken". Die junge Frau hob wie in ohnmächtiger Abwehr die Hände. Seit sie den „Falken" bauten, hatte sich Karl verändert . . .

Als der Tag anbricht, steht Bergh leise auf und schaut nach dem Wetter. Der Himmel ist wolkenlos, kein Nebel. Er lächelt ein wenig, von einer eigentümlichen, gelösten Fröhlichkeit ergriffen. Dann legt er sich noch einmal nieder und schläft eine Stunde fest und traumlos.

Beim Frühstück ist er schweigsam wie gewöhnlich. Als er seine Frau zum Abschied küßt, zögert er einen Augenblick, aber er sagt nichts. Wozu sie unnötig ängstigen! Sein „Auf Wiedersehen" klingt abwesend.

Auf dem Flugplatz warten sie schon auf ihn. „Falke II" steht vor der Halle, die Morgensonne spielt mit funkelnden Lichtern über das blanke Metall hin.

Direktor Lütten stellt Bergh den Beamten vor, die zur amtlichen Überwachung des Rekordversuchs gekommen sind. Man studiert die Wetterkarten, Uhren werden verglichen, Monteure füllen die Tanks und überprüfen alles ein letztes Mal. Die Instrumente werden plombiert.

Bergh sieht seltsam unbeteiligt zu. Das alles erscheint ihm unwichtig. Er zieht den Gummianzug an und nimmt die letzten Händedrücke entgegen. Die beiden Motoren stimmen ihr Geheul an. Er setzt den schweren Helm auf, der dem eines Taucheranzugs gleicht, und klettert in seinen Sitz. Nach einem kurzen Anlauf hebt sich die Maschine in die Luft.

Rasch fällt die Erde zurück und mit ihr alle Bindung. Bergh hat wieder jenes weite Gefühl von Freiheit und Losgelöstsein, das er schon gestern beim Probeflug empfand. Er liebt in diesem Augenblick den „Falken" mehr als alles andere auf der Welt. Die ungeheure Kraft, mit der das ganz auf Steigen gebaute Flugzeug in steilem Winkel in die Höhe klettert, gibt ihm die überschwengliche Empfindung des ersten Fluges zurück, das herrliche Gefühl der Kraft, der Ungebundenheit. Er lauscht auf das Arbeiten der Motoren, beglückt, als sei das gleichmäßige Dröhnen eine himmlische Musik.

In 7500 Metern begegnet er den ersten Zirruswolken. Berg richtet den „Falken" noch ein wenig steiler auf und öffnet die Drossel ganz. Er muß die Wolkendecke durchstoßen haben, bevor sich die winzigen Eisteilchen, aus denen die Zirruswolken bestehen, auf den Tragflächen niedergeschlagen haben und ihm die Herrschaft über die Maschine nehmen. Weißer Nebel hüllt das Flugzeug ein, wird grau und so dicht, daß er die Tragflächen nicht mehr sieht. Er fliegt weiter, nun ganz auf die Instrumente angewiesen, und plötzlich verflüchtigt sich der Nebel, und der „Falke" stößt in eine blendende Fülle von Licht und Bläue.

Über der weißen Decke der Zirruswolken, die den Blick nach unten abschließen, schwebt das Flugzeug in jener unendlichen Helle und Einsamkeit, die ihresgleichen auf der Erde nicht hat. Der Höhenmesser zeigt 10 300 Meter an.

Es ist kalt. In der dünnen Atmosphäre verliert das Flugzeug an Steigkraft. Bergh hat längst die Sauerstoffzufuhr eingeschaltet. Auf dem Schaltbrett flackert ein rotes Lämpchen auf. Er stellt das Radiotelefon ein: „Holler-Werke rufen Bergh. Bitte antworten. Holler-Werke rufen Bergh." Er antwortet: „12 500 Meter. Wetter sehr gut. Wind südöstlich, 100 bis 110 Stundenkilometer. Alles in Ordnung." — Dann wendet er sich wieder den Instrumenten zu, kontrolliert Geschwindigkeitsmesser, Kompaß, künstlichen Horizont, Ölpumpe . . Gleichmäßig arbeiten die Motoren.

Bergh schaut in die blaue, eisige Unendlichkeit, die ihn umgibt. Noch niemals hat er sich so einsam gefühlt, ein winziger, unbedeutender Punkt unter der ungeheuerlich sich wölbenden Kuppel des Himmels, gleichsam verloren, als gebe es keinen Weg zurück zur Erde, zu Wärme und Bäumen und Menschen. Seine Glieder sind eigentümlich schwer und unbeweglich. Er hat Mühe, den Kopf aufrecht zu halten. Er braucht alle Anstrengung, den Steuerknüppel gleichmäßig zu halten, den Griff nicht ein wenig, eine Kleinigkeit nur zu lockern. Bergh hat das Gefühl, als sei er allein auf der Welt. — Noch immer klettert der „Falke"...

Im Kontrollraum auf dem Flugplatz steht Ruth Bergh neben Direktor Lütten am Radiotelefon. Sie ist sehr blaß. Wie ist sie hierhergekommen? Sie weiß es nicht mehr recht, irgend etwas hat sie dazu getrieben. „Holler-Werke rufen Bergh. Bitte antworten. Holler-Werke rufen Bergh", wiederholt der Direktor. Aber es erfolgt keine Antwort.

In 16 000 Meter Höhe flackert das rote Licht auf dem Schaltbrett des „Falken", aber Bergh bemerkt es nicht mehr, sein Kopf ist nach vorn gesunken, zwischen seinem Bein und einer Versteifung ist der Schlauch der Sauerstoffzufuhr eingeklemmt. Das „Tüt-tüt" des Radiotelefons an seinen Ohren kommt wie aus weiter, weiter Ferne zu ihm. Sein Geist faßt seine Bedeutung nicht mehr auf. Aber dann ist es, als dringe aus der unendlichen Weite des Raums doch eine Stimme zu ihm, die ihn mit Namen ruft, es ist die Stimme einer Frau, die Stimme Ruths. Die Erde ruft Bergh zurück!

Mit übermenschlicher Anstrengung richtet er sich auf, die Verklemmung des Schlauchs wird gelöst, gleichmäßig pumpt der Apparat wieder den Sauerstoff in seine Lungen, sein Denken gewinnt schmerzhafte Klarheit. Draußen flirren graue Nebelfetzen vorbei, der „Falke" befindet sich in rasendem Sturz durch die Wolkendecke, hat sie durchstoßen und schießt auf die Erde zu. Mit unendlicher Vorsicht fängt Bergh den Sturz ab, die geringste Überstürzung bedeutet bei dieser Fallgeschwindigkeit, daß die Ruder wie Papier abgerissen werden. Endlich wird der Sturz zu einem Gleiten, der „Falke" hebt die Nase über den Horizont. —

Als Bergh die Maschine ein wenig rauh aufgesetzt hat, bleibt er einige Sekunden unbeweglich sitzen. Von drüben eilen Menschen auf das Flugzeug zu. Da ist auch Ruth. Langsam klettert er aus dem Sitz. Man nimmt ihm den Helm ab, klopft ihm auf die Schultern, die Kontrollbeamten beschäftigen sich mit den Instrumenten.

Bergh aber ist es, als kehre er aus einem Lande zurück, das noch niemand betreten hat, und als sei er lange, lange Zeit fort gewesen. Langsam nimmt sein Blick die Umgebung auf, Gebäude, Bäume, Grasflächen, zuletzt die Menschen. Er achtet kaum auf Direktor Lütten, der ihm aufgeregt die Karte des Höhenmessers hinhält: die rote Linie zeigt den Rekord an. Das hat Zeit bis später.

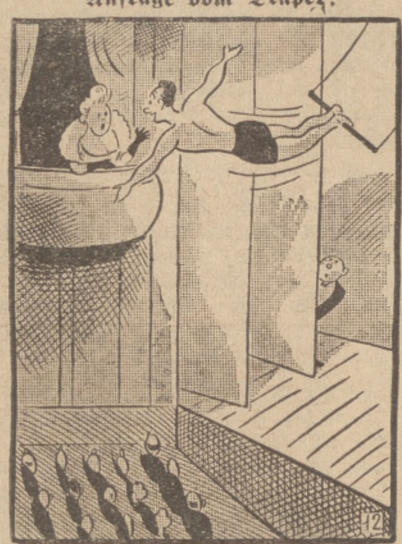
Er hat die Hand auf Ruths Schulter. Sie sehen einander an, die Vertrautheit in ihren Blicken ist wahr.



Lustige Ecke



Anfrage vom Trapez:



„Kann ich Sie nach der Vorstellung treffen?"

*



„Es geht vorwärts, Fräulein, heute sind Sie vor dem Pferd nach Hause gekommen!"

Zakład graficzny i miejsce odbicia, wydawca i miejsce wydania: Drukarnia A. Dittmanna T. z o. p., Bydgoszcz, Dworcowa 13.

Odpowiedzialny redaktor: Marian Hepke.

Zarządzający zakładem graficznym: Hermann Dittmann, Bydgoszcz.